

Der Sprung ins Leere



Wie fühlt es sich an in den sicheren Tod zu springen. Das ist eine Frage, die ich mir immer wieder gestellt habe.

Zur Beruhigung der Allgemeinheit, ich habe keinen einzigen selbstmörderischen Knochen in mir. Die Frage stellt sich mir nur in akademischer Form. Ich habe Freunde, die in den Tod stürzten. Einer war vom Kiffen, die anderen des Lebens müde. Tragisch sind die Todesfälle in jedem Fall. Obwohl ich, wie erwähnt, nicht suizidal veranlagt bin, zieht mich jeder Abgrund magisch an. Beim Blick in die Tiefe verliere ich jegliches Zeitgefühl. Je länger ich hinabsehe, desto mehr Details mache ich aus. Ich betrachte die Struktur der Felswand. Ist sie aus Erde oder Fels, bröckelt sie oder handelt es sich um harten, schwarzen Granit, erkenne ich den Grund oder verliert er sich im Nebel. Hat es Bäume, die einen Sturz abfangen könnten, wie im Film »First Blood« von und mit Stallone. Dies und mehr geistert durch meine Gedanken.

Ich gehöre zu der Sorte Mensch, die eigene Erfahrungen sammelt. Es verwundert nicht, dass ich mich für Bungee Jumping entschied. Beides, das Hinabblicken und das tragische Ableben von Freunden ließen in mir den Wunsch wachsen, herauszufinden, wie es sich anfühlt zu springen. Natürlich ist diese Schilderung nur im Rückblick so eloquent. Die Entscheidung, sich nur mit einem Seil bewährt von einer Brücke zu stürzen, wurde im Suff gefällt. An einer Party, spät Nachts, die Biervorräte gingen zur Neige, ein Joint drehte einsam seine Runden. Genau dort entschlossen sich ein paar Freunde, es zu wagen.

Organisiert wurde der Sprung von einem Pärchen aus besagter Gruppe. Wie üblich habe ich mich, nachdem die

Entscheidung zu diesem Abenteuer gefallen war, um keine Details mehr gekümmert. Diese Ehre überließ ich anderen. Wohl wissend, dass sie einen besseren Job machen. Ich war eher der »laissez faire« Typ und mit mir am Ruder wären wir wahrscheinlich auf einer Schneeschuhwanderung geendet.

Dennoch, ich war nicht schlecht überrascht, dass wir zu einer Seilbahn fahren und nicht wie von mir erwartet zu einer Brücke. Ich war ein wenig enttäuscht, denn ich war überzeugt, es mache einen Unterschied, wo man sich hinunterstürzt. Eine Gondel war bei Weitem nicht so cool wie eine Brücke.

Wir waren alle ausgelassen und nicht nur ein wenig nervös. Wir lachten viel und es wurde Spaß und Schabernack getrieben. Wir scherzten über reißende oder zu lange Seile und genossen das Gefühl, gemeinsam etwas völlig Verrücktes zu unternehmen.

Die Stimmung nahm eine etwas gekünstelte Fröhlichkeit an, als die Gondel sich in Bewegung setzte. Ein Mitarbeiter begann mit der Einführung.

»Wir fahren bis in die Mitte der Luftseilbahn, dort angekommen werden wir jeden Einzelnen nacheinander, die Reihenfolge besprechen wir noch, vorbereiten und springen lassen. Die Sprunghöhe ist 70 Meter«, insgeheim war ich enttäuscht, denn ich glaubte zu dem Zeitpunkt, höher wäre besser, »nach einem Sprung dauert es ein paar Augenblicke, bis sich das Seil ausgependelt hat, dann lassen wir euch langsam mit einer Winde runter. Unter der Gondel ist eine aufblasbare Plattform. Darauf werdet ihr sanft niedergelassen.«

»Versucht nicht auf der Matratze aufzustehen, sondern rollt an ein Ende. Dort werdet ihr von unseren Leuten in Empfang genommen. Lasst euch helfen. Nicht selten ist man nach dem Sprung wackelig auf den Beinen... Das ist alles. Und nun, wer will als Erster?«

Ich meldete mich nicht. Ich wollte zuerst sichergehen, dass das Seil auch halten würde was es versprach. Ich wartete und sah zu, wie zwei meiner Freunde vor mir die Vorbereitungsprozedur über sich ergehen ließen.

Ich muss dem Personal ein uneingeschränktes Kompliment machen, sie schafften es, dass ich mich nicht in eine Panik hineinsteigerte. Zu jedem Zeitpunkt war jemand da, der mit mir redete, meine immer nervöseren Fragen beantwortete und mich ganz allgemein bespaßte.

Sie achteten sogar darauf, dass sie, wie zufällig, wenn einer meiner Freunde sprang, so positioniert waren und genau dann eine witzige Bemerkung fallen ließen, dass ich nicht mitbekam, wie meine Freunde in die Leere eintauchten.

Ganz konnten sie mein immer mulmiger werdendes Befinden nicht vertreiben. Ich schaute aus dem Fenster der Gondel. Jetzt musste ich zugeben, 70 Meter ist sehr, sehr weit oben. Vor allem, wenn man ernsthaft mit dem Gedanken spielt sich besagte Meter hinunterzustürzen.

Ich sah die Dächer einzelner Bauernhäuser, die Sprung-Plattform und wenn ich mich anstrengte, menschliche Figuren. Die waren unglaublich winzig.

Zu schnell war die Reihe an mir.

Zwei Männer banden die Manschetten um die Beine und einer redete auf mich ein. Er muss wohl gesehen haben, dass meine Gesichtsfarbe ins grünlich überging.

»Wenn wir dich fixiert haben, heben wir dich den Meter zur Rampe, da du nicht gehen kannst. Wir wissen, dass es Überwindung braucht, vor allem, wenn man das erste Mal einen solchen Hopser wagt. Wir zählen rückwärts, drei, zwei, eins und Sprung. So lassen wir dir keine Zeit nachzudenken. Ist dieses Vorgehen verständlich?«

In dem Moment fiel es mir auf... ich hatte Cowboystiefel an. Die Stiefel waren mir zu groß und ich glitt darin beim Gehen nicht wenig umher, abends konnte ich sie immer mühelos abstreifen. Sie sahen cool aus und deshalb trug ich sie in der Regel jeden Tag.

Von dem Augenblick an hatte ich nur noch ein Bild im Kopf. Ein Bungee-Seil, das langsam rauf und runter wippt. Am Ende der Leine zwei hellbraune Stiefel durch die Manschette fest am Strick vertäut... leer.

Mir blieb gerade noch die Zeit verzweifelt zu fragen: »He, macht es eigentlich etwas aus, dass ich Cowboystiefel trage? Kann ich da nicht rausrutschen?«. »Ach nein, mach dir keine Sorgen...«, kam die prompte Antwort. Ich glaube, der Staffer hat mir gar nicht zugehört und mein Gebrabbel als letzte Sekundenpanik abgetan. So fuhr er ohne innezuhalten fort: »... drei, zwei, eins und hopp.«

Ich sprang.

Elegant war der Sprung nicht. Kein sterbender Schwan, eher ein mit den Flügeln erbärmlich herumfuchteln-der Albatros. Ich knickte in die Knie und fiel mit einem lauten Gedanken im Kopf aus der Gondel: »DU IDIOT!«

Es folgte das hohle Gefühl im Bauch und der Verlust jeglicher Orientierung. Ich glaube, mein Hirn hatte einen kom-

pletten Aussetzer. Zusätzlich verkrampfte sich jeder Muskel, ich war steif wie ein Brett. Nicht einmal ein Schreien kam über meine Lippen.

Ich spürte, wie sich die Manschette an den Füßen zusammenzog. Erleichterung machte sich breit, ich flutschte nicht aus den Stiefeln. Ich wurde nach oben gezogen, fiel, stieg, fiel. Das wiederholte sich, bis man mich gemächlich kopfüber auf die Plattform herunterließ.

Ich versuchte aufzustehen, als mir das nicht gelingen wollte, erinnerte ich mich an den Ratschlag von vor ein paar Atemzügen und rollte runter.

Meine Beine trugen mich knapp. Ich brauchte einige Minuten, bis ich wieder problemlos Worte artikulierte.

Der Schock hielt nur wenige Augenblicke an, kurze Zeit später verbreitete sich in mir eine Empfindung der Freude und Ausgelassenheit. Ich grinste von einem Ohr zum anderen, lachte, besser gesagt, gackerte und umarmte jeden und jede. Das Adrenalin machte sich mit all seiner Autorität bemerkbar. Ich verstehe jetzt, dass es Menschen gibt, die nach einem solchen Abenteuer diesen Gefühlen immer wieder hinterherjagen.

Zu denen gehöre ich nicht. Einmal reichte mir.

Später reflektierte ich über das Erlebnis und die Gefühlsregungen. Mein Freund, der von der Terrasse gestürzt ist, musste nicht leiden. Dasselbe gilt für die Menschen, die auf diese Weise den Tod suchten. Unser Hirn schützt uns. Die Wahrnehmung setzt aus.

Ob sich das ändert, wenn diese Aktionen zur häufigen Freizeitbeschäftigung werden, weiß ich nicht. Ich kann es mir aber vorstellen. Ob es gut ist, diesen Schutzmechanismus zu verlieren bezweifle ich vehement.

Die Gefühle vor dem Sprung sind schlimm. Nie mehr will ich solche Angst empfinden, nie mehr etwas tun, das mich dem Tod so nah bringt. Die Erfahrungen, auf deren Suche ich zeitlebens bin, will ich hingegen nicht missen.

Tobias Krähenbühl